

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 8

Artikel: Albin Indergand [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

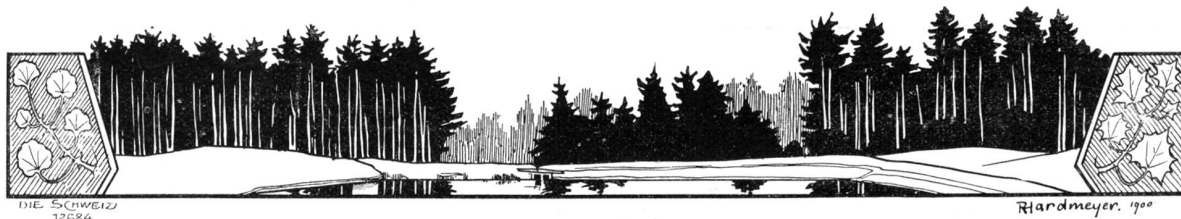
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Albin Indergand.

Roman von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Nach dieser Beichte das rechte Wort zu finden, war schwer. Der Pfarrer sah das Kind an: dieselben Blütenfarben im Gesicht neben dem Totenweiß, denselben fliegenden Atem, den die Mutter hatte! Er sah, daß keine Hoffnung war. Da kam es über ihn, wie eine Erleuchtung, und er nahm des schwerkranken Weibes Hände. „Wisset Ihr, ob es nicht besser ist! Vater, Mutter und Kinder will er erlösen, der Herr, daß keines darben zurückbleibe.“

Das beruhigte die Walkerin seltsam.

„Ihr meint, daß wir uns — irgendwo — an einem andern Ort wieder zusammenfinden?“ fragte sie.

„Hoffet und betet,“ antwortete der Pfarrer.

Seitdem hing die Walkerin diesem Traume und Troste nach.

Indessen pflog die Agatha ihres Pfllegeamtes. Als die Tage herbstlich wurden und dann winterrauh, wurde ihr Amt schwer, denn der Gedeon, der Bub, legte sich und seine Mutter schleppte sich nur noch mühsam von Stube zu Stube. Da wurde die Agatha groß und treu und stark. Sie fragte nicht nach Tag und Nacht und nach Mühe und Entbehrung nicht. Sie lebte und wachte und schaffte, und die Schwester und das Kind waren geborgen, als sorgten zehn Hände für sie statt der beiden, und als wäre eine Schar hilfswilliger Menschen um sie, die sich in die Pflege teilten, statt der einen, die nie ermüdete.

Einen schweren Tag hatte die Agatha um diese Zeit. Das war der, an dessen Abend der Thalmann-Beri, des Präses Vorknecht und ihr Gespieler aus Kindertagen, sie besuchen kam. Der Mond stand über den Spizlibergen. Das Thal war hell wie am Tage von seinem Schein. Die Agatha hatte das eine Hüttenfenster aufgethan, um den Holzladen aufzuziehen, denn das Mondlicht that dem Buben weh, der in unruhigem Schlummer lag. Da stand der Beri unten vor der Hütte und hieß sie herabkommen.

„Hereinkommen solle er, wenn er etwas wolle,“ gab sie zurück.

Aber er rief herauf: Was er zu sagen habe, könne er drinnen nicht sagen.

So trat sie nach einer Weile zu ihm unter die Hütten-
thür. An den beiden Pfosten lehnten sie einander gegenüber.

Er war ein starker Mensch, fest, gerade, von breitem Wuchs. Sein Gesicht war rot und weiß wie das liebe fröhliche Leben und seine blauen Augen trugen einen verständigen und ehrlichen Schein, der dem fröhlichen Gesicht einen männlichen Ausdruck gab. Seine Stirn war breit und stark. Ueber ihr stand das dichte, wellige Haar. Ein blonder Schnurrbart bedeckte ihm die Oberlippe; wenn er sprach, schimmerten unter dieser die breiten, gesunden Zähne. Mit einem kurzen „Tag“ hatte er dem Mädchen die Hand gereicht. Die beiden Hände hatten einen festen Druck, in ihrem Gruß allein schon hatte eine große Offenheit und Freundschaft gelegen.

„Wir sehen einander wenig mehr,“ sagte jetzt der Beri.

Die Agatha dagegen: „Wir wohnen auch nicht mehr so nahe beisammen, lektlich.“

„Dafür bin ich jetzt eben da,“ sagte der Knecht gerade heraus, „daß wir wieder näher zusammenkommen.“

Die Agatha wurde rot, sie zog die Hände hervor, die sie am Rücken verschlungen gehalten hatte, die Bewegung war ungewollt und unsicher. Aber als der Bursche wieder redete, faßte sie sich.

Der Beri hatte keine langen Worte: Geerbt habe er, das Heimwesen in Urfern von seines Vaters Bruder! Beim Präses sei er ausgelohnt, und am Morgen wolle er ins Oberland, den neuen Besitz antreten.

„Ich wünsche dir Glück,“ fiel ihm die Agatha in die Rede. Zu anderer Zeit hätte sie es nicht ohne Handdruck gethan. Aber jetzt — sie griff mit der Rechten fest in die Röcke, daß sie sich nicht verirre.

Der Beri fuhr sich einmal übers Haar, dann stieg er von dem Tritt unter dem ihren, auf den er getreten war, wieder zu ihrer Höhe, sah sie gerade an und sagte: „Und jetzt — zum Land und zum Haus brauche ich eine Frau, hoffentlich sagst du mir nicht „nein“, Agatha!“



H. R. Meyer. 99.

Sie zögerte keinen Augenblick, hielt auch mit dem eigenen hellen Blick den seinigen aus.

„Ich kann dir nicht „ja“ sagen,“ sagte sie ein wenig leise.

„Warum?“

„Du weißt doch, wie es da innen aussieht.“ Sie machte eine bezeichnende Bewegung nach dem Innern der Hütte.

„Aber,“ redete er dagegen, „es wird doch eine zu finden sein, die für dich der Schwester hilft.“

„Eine Fremde, das kann ja nicht gehen.“

Eine leise Ungebuld schien ihn zu erfassen. In seiner Stimme klang ein weicher Ton. „Von Kindsbeinen auf habe ich's im Kopf gehabt: Die Agatha, die wird einmal deine Frau! Das ist immer schon so in mir ausgeglichen gewesen, als ob uns der Herrgott zusammengegeben hätte.“

„Mir ist es nicht anders gewesen,“ sagte das Mädchen still.

Und der Veri: „Nun also! Das weißt du doch, daß ich da oben nicht allein wirtschaften kann. Ein Lediger, der ein ganzes Heimwesen übernimmt, am Ende mehr Mägde und Knechte als Kühe im Stall, da könnte einer weit kommen.“

„Ja,“ sagte die Agatha und blickte zum erstenmale zu Boden. Darum eben, es sind ja — noch viel Rechte im Land.“

Dem Veri rötete sich die Stirn. „Also die Schwester ist dir doch lieber als ich,“ sagte er hastig und gereizt.

Da richtete sich die Agatha auf. „Ich an's Glück denken und ans Wohlleben und die da drinnen im Unglück und allein sterben lassen! Du, vor so einer würde dir hoffentlich der Respekt vergehen.“

Jetzt ging dem Veri die Rede aus. Er wurde ganz still. Sie standen nur und schauten auf ihre Schuhe. Und über ihnen der klare Mond warf seinen weißen Schein auf ihre starken, jungen Gestalten.

„So muß ich halt gehen,“ sagte endlich der Knecht. Dann begegneten ihre Blicke einander.

„Behüt Gott.“

„Dich auch.“

Sie schlugen die Hände in einander wie beim ersten Gruß und gingen ohne Groll auseinander. Nur ihre Gesichter waren ernst und um ihre Lippen zuckte es kurz wie von einem rasch niedergestrittenen Kummer.

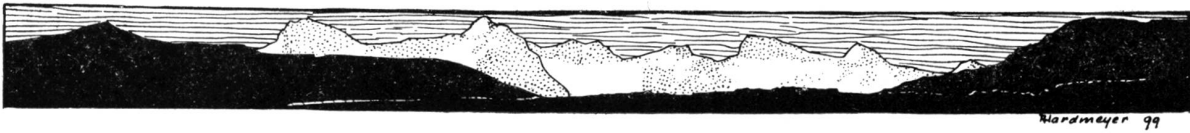
Nach diesem Tage that die Agatha ihr Liebeswerk an der Schwester weiter und es war auch nicht die leiseste Ungebuld in ihr darum, daß in ihrem Leben etwas in

die Brüche ging, während sie für andere sorgte. Aber der Veri, der Knecht, nahm nicht, wie er hätte sollen, auf sein neues Gut ein anderes Weib.

Das neue Jahr begann mit Stürmen und Wintersehauern. Zwei Wochen lang stritten der Nordwind und Föhn wider einander einen grimmen Streit. Bald warfen sie sich wie mächtige Ringer an die Erde, dann knarrten und ächzten zu Anderthalben die Hüttenwände, gierten die Balken und klapperten die Schindeln, bald fuhren sie hoch über Schneekuppen und Felsenzinnen und trieben mit weißen und dunklen Wolken ein wildes Spiel, sie ballend und zerfetzend; und der Föhn, der der ungeflümmere Kämpfer war, riß von den Bergkämmen den Schneestaub auf und wirbelte ihn wider den Gegner. Aber in der dritten Woche war der zähe Nordwind Sieger. Und je mehr er es war, desto mächtiger wuchs sein Atem. Unter diesem Atem erlosch des Himmels Farbe und wurde fahl. Darnach kam ein stiller, grauer Tag, an dem Stunde für Stunde und unablässig die Nebel aus dem Thale bergwärts quollen. Als das Thal von ihnen erfüllt war, thaten sie sich in viel tausend Rissen auf und ließen weiße, schwere Flocken aus ihren Falten fallen. Das war ein totenstilles, stetes Nieseln. Es währte sieben Tage und war am siebenten Tage so dicht und gleichmäßig und still wie am ersten. Am siebenten Tage war Anderthalben fast begraben in Schnee. Und am siebenten Tage kam die Agatha zu dem Pfarrherrn geeilt, durch umwegsame Gassen: „Herr, kommt schnell! Der Gebeon, der Bub, will uns nicht gefallen.“

Derweilen saß in ihrer Hütte die Walkerin am Bette des kranken Kindes und wachte und zählte seine Atemzüge. Sie hatte seit Stunden so geseffen. Seit Tagen schon war der Bub nicht mehr von seinem Bette aufgestanden. An diesem Tage aber war er seit dem frühen Morgen ruhrlos und in seinem Wesen war ein eigentümlicher Wechsel von Gereiztheit und kluger, liebevoller Plauderhaftigkeit. Soeben war die Agatha hinweggegangen. Wenn die Weiber ratlos waren, wußten sie, wohin sie zu gehen hatten. Als das Mädchen aus der Thüre gegangen war, waren die Augen des Buben ihr gefolgt. Die Thüre hatte sich geschlossen, und des Kindes Lider waren zugefallen wie vor Schlaf.

„Gegrüßt seist du, Maria, gebenedeit unter den Weibern,“ stammelte die Walkerin am Bette vor sich hin, stammelte es zum zwanzigstenmale. Die Lippen waren ihr müde, aus ihrem ganzen Leibe war alle Kraft und aller Wille und aller Glaube genommen. Die Stube war nicht hell wie sonst; der Schnee schwirrte zu dicht außer



Hardmeyer 99

den Fenstern; und eine lautlose Stille füllte sie. Draußen woben die Flocken an einer schweren Decke. Sie stoben so dicht hernieder, daß einmal, als die Walkerin aufsaß, sie ein Rauschen zu hören vermeinte, wie von den Wellen der Bergbäche und die Flocken fielen doch ohne Laut. Sie hatten sich auf den schmalen Holzgesimsen angelistet, die außen an den Fenstern waren; noch immer bettete sich Flocke um Flocke hinzu und weiße Berglein wuchsen über die Scheiben empor. Andere hatten sich an die Kreuzhölzer der Scheiben gelegt, fest an das breite senkrechte Holz, und schwer auf das Querholz. Und als die Walkerin nun sich umsaß, sah sie, was sie alle die Tage nicht gesehen, lauter weiße Kreuze in die Stube hereinleuchten, Kreuze auf kleinen Hügeln, wie die Kreuze auf Golgatha. Da fiel ihr ein, was sie gebetet hatte: Maria mit dem Schwert im Herzen, Maria, du Schmerzensreiche! — War sie nicht elend wie jene! Und abermals hob sie an, diesmal aber inbrünstig, mit überquellenden Lippen: „Gegrüßt seiest du Maria, Mutter Gottes!“

Da sah sie auf einmal des Bubens helle Augen auf sich gerichtet, völlig klar.

„Mutter.“ Und da hob er sich schon aus den Kissen und lehnte zu ihr hinüber. Seine Arme nestelten um ihren Hals.

„Mutter, ich habe dich halt so gern.“

Das schmale Gesichtlein war dem ihren ganz nahe. In den Augen leuchtete ein helles Licht, halb Schalk, halb Ernst.

Die Walkerin lächelte. Die Rede war seltsam, denn die Art der Bauern kennt keine Zärtlichkeit. So war etwas wie Unglaube in dem Lächeln der Mutter.

„Aber sicher,“ flüsterte der Bub, und: „Glaub mir doch.“

Da neigten sich ihre Häupter noch näher zusammen, bis Wange an Wange lag, und dann mußten sie beide lachen. Das Kind ob der Mutter Art, mit der sie nicht hatte glauben wollen, das Weib, weil in des Kindes Wesen seit langem wieder eine kindliche Fröhlichkeit war. Und mitten im Lachen zuckte der Bub, und mitten im Lachen sank ihm der braunlockige Kopf auf die Schulter der Mutter. Ein leiser Laut wie eines Vogels Klagen- des Zirpen, dann — —. Die Walkerin war zurückgefahren, ihre Augen waren von wildem Schrecken groß. Sie ließ den Körper ihres Buben in die Kissen sinken, betastete das bleich gewordene Antlitz, suchte den Herzschlag. Und während ihr eigener so stürmisch ging, daß sie zu ersticken meinte, und während sie über das Bett gebeugt war und langsam begriff, daß das Kind gestorben

war, sank ihr selber der Leib mählich vornüber wie der Wipfel eines überlasteten Baumes, fiel ihr das eigene Haupt, bis es an das des Kindes zu liegen kam, wie es vorhin gelegen und stockte jäh das hämmernde Pochen, das ihr vor den Atem gekommen war.

Und da war die Walkerin und ihr Bub zu ein und derselben Stunde gestorben.

Draußen fielen die Flocken aufs Gefirnis und an die weißen Kreuze. Die standen und leuchteten in die totenstille Stube, alle die Kreuzlein auf ihren Hügeln, die waren wie die auf Golgatha!

12. Kapitel.

Der Pfarrherr und die Agatha waren zu spät gekommen. Sie fanden ein wunderbares Bild. Als der erste Schrecken von ihnen gewichen war, stand der Pfarrherr am Bette auf, sah die Agatha an, deren Gesicht in Leid und Weinen zuckte und sagte: „Groß und mächtig ist der Tod, nur die Liebe ist größer! Sie hat diesen zweien die Schmerzen des Sterbens genommen.“

Denn es redete aus der Art, wie die Walkerin über ihrem Kinde ruhte, eine große Liebe.

Es war beim Dämmern des Tages, als der Pfarrherr alsdann die Walkershütte verließ, wo die Kerzen über zwei Toten brannten. Als er bis zu den Hüften im Schnee versinkend sich bis an die Pfarrgasse zurückgeköpft hatte, hörte er plötzlich des Präses starke Stimme, der von der Seite nach ihm rief.

„Seid Ihr zurück trotz allem Unwetter?“ fragte der Pfarrherr. Der Präses war zu Altdorf gewesen, wohin er vor Tagen gestiegen war.

Da trat der mächtige Mann aus seiner Haustüre, erregt und bleich. „Daß ich es Euch sage, Pfarrherr: Der französische König hat seinen Kopf hergeben müssen. Ich habe es zu Altdorf für sicher gehört. Die Franzosen sind Mörder geworden.“

Dem Pfarrherrn durchfuhr ein Gedanke den Kopf: Welch ungleicher Tod: der Friede in der Hütte der Walkerin, der Schrecken über dem Schaffot, wo ein König starb!

Als der Hochwürdige seine Hütte betrat, trat der Albin aus der Küche, wo er Holz geschlagen hatte. Er hatte sich zum Manne ausgewachsen. Der dunkle Kopf saß ihm kühn auf den breiten Schultern. Unter der weißen Stirn, die von der Wetterfarbe des übrigen Gesichtes sonderbar abstach, leuchteten die grauschwarzen Augen, in denen schwer zu lesen war.

„Ihr seid es,“ sagte der Bub und wollte zurücktreten,



aber ein Ausdruck in des Pfarrherrn Gesicht hielt ihn fest. Er las ihm die Ermüdung aus den Zügen.

„Ihr habt einen übeln Weg gehabt,“ sagte er.

Der Pfarrherr nickte und dann, ehe er sich der Stube zuwendete, drehte er sich um, als komme ihm ein Gedanke. Er sah den Albin mit einem ernststen Blicke an.

„Jetzt ist die Walkerhütte leer,“ sagte er.

Erst allmählich verstand der Albin, was er meinte. Das Blut schoß ihm urplötzlich in Wellen zu Häupten.

„Und alle hat der Vater auf dem Gewissen, wollet Ihr sagen.“

Der Blick des Pfarrherrn wurde streng. „So rollt der Mensch einen Stein und wo er zu liegen kommt, hat der Herrgott eine Lawine daraus gemacht!“

Der Albin hörte kaum auf die Worte. Alle Ungewitter des Jorns wetterleuchteten aus seinen Augen. „Seid Ihr nun auch wie die andern! Weil der Vater gesündigt hat, soll ich die Schuld erben.“

„Wer spricht davon?“

Der Albin trat einen Schritt vor, er schien außer sich. Er hob beide Fäuste, als wollte er sie in die Augenhöhlen pressen.

„Ja, weist mir doch den Weg, wie ich gut machen soll! Gebt mir zu thun! Herrgott, schaffen will ich wie kein Knecht je geschafft hat! Martern will ich tragen, wenn Ihr wollt! Warum nicht! Aber laßt mich nicht verfaulen im Wohlleben und ewig Spießruten laufen zwischen allen denen, die auf mich deuten: Der da, seht Ihr, der da ist es, dem Sünder seiner, der Sündenbub!“

„Albin!“ mahnte der Pfarrherr.

Plötzlich wie er gekommen war, ging der Sturm vorüber. Das Blut floß zurück, bis der Bursche bleich war, fast fahl.

„Das ist dein Ernst nicht gewesen, Bub,“ sagte der Pfarrherr.

Der Albin ließ die Arme schlaff an die Seiten fallen. Er redete nicht, preßte nur die Rippen zwischen die Zähne. Der Hochwürdige wendete sich wie zürnend von ihm ab und trat in die Stube. Aber als er sich dort an den Tisch niedergelassen hatte, sann er der Art des Buben nach und sagte es sich abermals vor: Der Raum, in dem er lebt, ist zu eng für ihn!

Von diesem Tage an sorgte sich der Pfarrherr um seinen Schützling. Er wachte schärfer über ihm, und weil er in dem Reisenden Regungen ahnte, die vor ihm heimlich waren, wagte er nicht, ihn aus den Augen zu

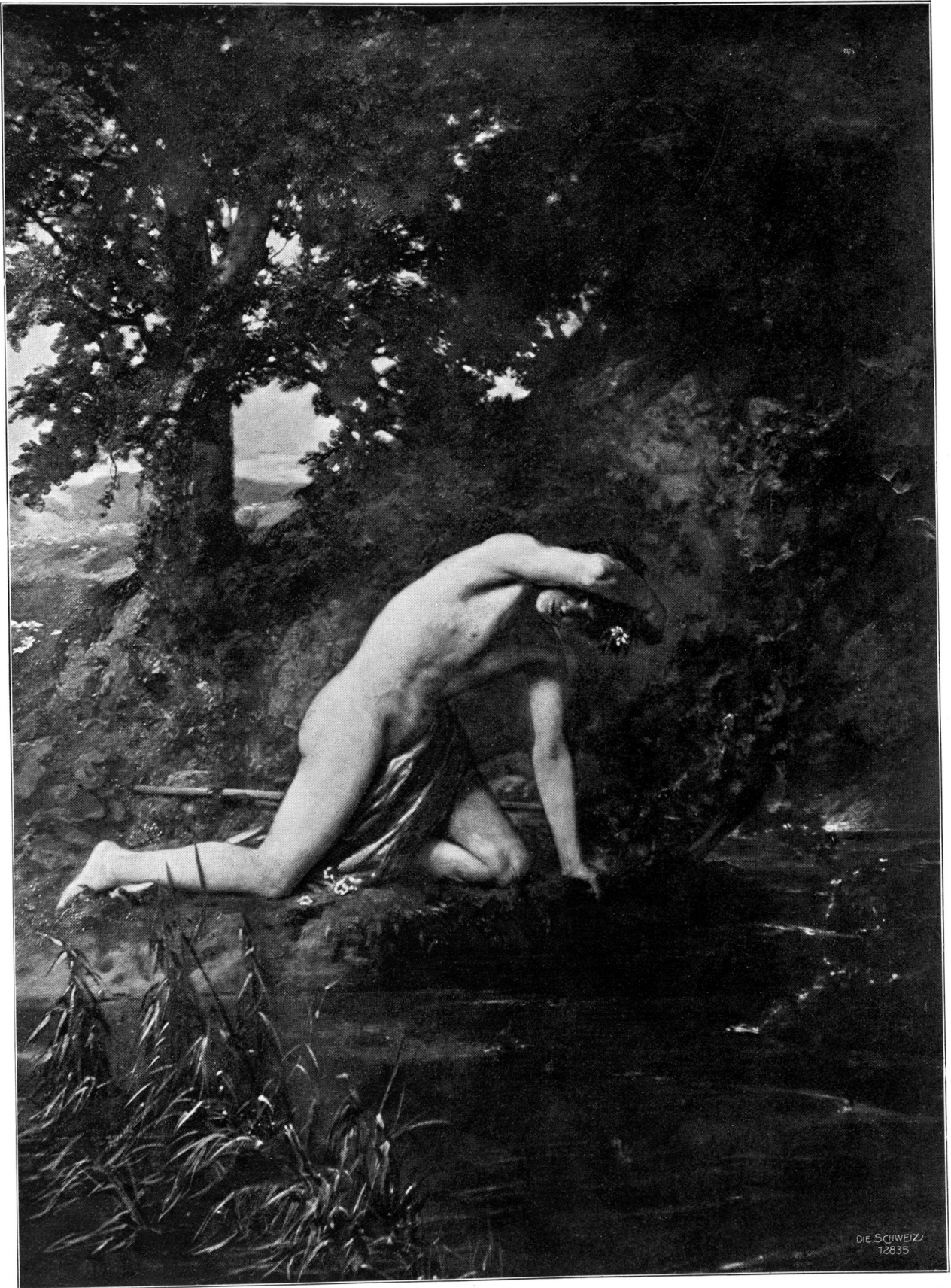
lassen. Aber gerade unter seinen Augen geschah, was er zu vermeiden gehofft hatte.

Das Jahr war im Wechsel der Tage alt geworden. Und als einem frühe alten Jahre fiel ihm frühe das Weiß des Winters aufs Haupt. Zu Martini lagen die Wege schon dicht verschneit.

Eines Tages zog eine kleine Schar sonderbarer Wesen die Straße von Anderhalben herauf. Ein Mann, zwei Weiber, ein junger Bursche, ein Bär, ein Hund und eine magere Ziege. Ueber ihnen zogen die Nebel. Der Mann war hager und lang, stampfte weitbeinig und mit schlotternden Gliedmaßen den Schnee und zog am Strick die Ziege nach, deren lange, zottige Fellhaare die weiße Straße segten. Der Mann hatte ein rotes, rohes Gesicht, Augen mit frankroten Rändern, wie sie die Trinker haben, und aus den Ärmeln des zertragenen Gewandes schauten ihm dürre Arme und knörpelenstellte Hände. Auf braunem, rauhem Haar saß ihm verschoben ein schlechter Filz. Auf dem Kopf seiner Ziege standen zwei Hörner, groß wie Steinbockzacken. Des Mannes Füße und Beine waren mit Lappen umwunden, schwarz, weiß, bunt, wie es gerade kam. Um die Hüfte hatte er einen längern Lappen gleich einer Schärpe geschlungen, die ihm die enge Hose hielt. Seiner Ziege Gewand war ein weiß und schwarzes schönes Fell, so daß die Ziege fast fürnehmer anzusehen war als der Mensch.

Das Weib schritt dicht hinter dem Manne und der Gaiß her, die Spur nutzend, die diese in den Schnee traten. Sie ging in zertragenem, flickigem Rock, dessen Fäden in der Straße schleiften. Um den Kopf und Oberleib hatte sie ein schwarzes Tuch geschlungen; das hielt sie unter dem Kinn mit einer dünnen, unsaubern Hand zusammen, und aus ihm schaute ein gelbes, verlebtes Gesicht. Seine Züge waren ebenmäßig, doch von jenen Stürmen des Lebens verwittert, die in Menschen- gesichtern haufen wie Wetter im Weichholz der Hüttenwände. Große dunkle Augen standen darin, aus tiefen Höhlen leuchtend und schwarze Brauen überwölbten sie. Wirres, schwarzes Haar stahl sich unordentlich zwischen Tuch und Gesicht hervor und war dem Luftzug zum Spiel, der aus Anderhalben daherschwärmte.

Hinter dem Weibe zottelte der Hund, ein großes, langhaariges, unschönes Tier, der in mißgestaltetem Kopfe zwei kluge, braune Augen stehen hatte. In sein rauhes Rückenhaar war eine schmale Kinderhand ein-



Narcissus.

Gemälde von Ernst Stückelberg, Basel (1872).

Phot. Hoellinger, Basel.



gekrallt, so daß er gleich einem treuen Zugtiere die Eigenerin derselben berganzog. Das Mädchen, das sich so den Weg leicht machte, war noch ein halbes Kind oder stand doch erst auf jener Grenze, da die linkisch hageren Glieder sich runden und des Leibes Formen noch im Knospen sind. Gleich der Alten trug es den Oberleib ganz von einem wärmenden Tuch verhüllt, der Rock, der unter demselben hervorschaut, war wenig besser als der des vorantappenden Weibes. Er reichte bis zu den Knöcheln der in schwerem Schuhwerk steckenden Füße. Das Gesicht, das vom Tuche beschattet war, war schmal und ohne Farbe. Seine Haut war zart, fast durchsichtig. Laubflecken liefen über die feine, freigestülpte Nase. Blaue Schatten waren unter den Augen und an den Schläfen. An der Stirn traten kleine blaue Adern hervor. Die Augen waren hellblau und standen weit offen, sie blickten verstaunt wie die liebe Unschuld, aber wenn sich der rote, volle Mund zu einem seltsamen Lächeln verzog, strafte er die unschuldigen Augen Lügen.

„Tuch ab, so sehen sie dich,“ lachte der Bursche, der im Zuge zu hinterst ging. Damit riß er dem Mädchen das Tuch hintenüber.

Das Mädchen warf die schmalen Schultern hoch und den Kopf in den Nacken.

„Laß mich, Gesel.“

Aber das Tuch behielt sie unten und ließ die raue Luft über ihren goldblonden Scheitel fahren. Sie kamen dem Dorfe nahe.

Der Bursche, der an eiserner Kette den müden, braunpelzigen Bären führte, schien bei Laune zu sein. „Könnet Ihr nicht blasen, Vater, wenn wir einziehen, daß man weiß, wie hohe Gastung kommt.“

Er lachte mit rauhem Ton, als er dies dem Alten hintennach geschrien hatte. Jener grunzte nur und gab keinen Bescheid. Aber der Bursche fuhr fort, seine Spässe zu machen. Er mochte seine zwanzig Jahre zählen, trug das Bettelgewand der andern und über der Schulter ein großes Bündel voller Habseligkeiten. Er hatte ein Gesicht, das noch zu einem Teile dem der Schwester glich, aber dem Kunstwerk zu vergleichen war, das ein Hammer mißstaltet hat. Das Leben mochte darin gehämmert haben, hatte die Züge abgestumpft und ihnen ein rohes Gepräge gegeben. Seine Augen blickten frech, der Mund hatte gesprungene, aufgeworfene Lippen. Der Leib aber schien sehnig und voller Kraft.

Als der Führer des Zuges unter das Thor trat, das die Präses-Hütte für Auerthalben formte, hob er

wie witternd das Gesicht. Den Schnee, der wie Mauern zu beiden Seiten des Weges gethürmt war, sah er stutzig an. Da schrie ihm der Bub von hinten zu: „Ja, gaff nur, Alter! Weiter oben wirbts nicht besser und bei dem Schnee kommt nicht über den Berg. Denk daran, ich habe es gesagt!“

„Das Maul hält,“ murzte der lange Mensch zurück. Damit trat er unter dem Thore hindurch.

In der Thüre einer der nächsten Hütten stand ein Weib; das gaffte die Ankömmlinge an und rief etwas über die Gasse, als sie sie gemustert hatte. Eine Nachbarin, die im Fenster lag, streckte den Kopf.

„Komödiantenvolk!“ schrie sie zu dem ersten Weibe hinüber. Da wurde es auch auf dem Plaze lebendig. Kinder fuhren aus den Thüren. Die Fenster thaten sich auf. Unter den neugierigen Blicken des halben Dorfes zogen die mit dem Hund, dem Bären und der Ziege nach der Plazmitte. Mit halb auf ein Ohr heruntergezogenem Filz wendete sich der Lange an einen Bauern: Wo hier der Präses wohne?

Der Präses kam just aus seiner Thür geschritten.

Als er den hohen Bauer sah, bequeme sich der Lange, den Filz völlig vom Kopfe zu nehmen. Seine Gestalt beugte sich vorüber und, den Hut in den Händen drehend, eine widerliche Freundlichkeit im Gesicht, trat er auf den Zumbrunnen zu. Sie hatten ein Gespräch miteinander, von dem die Uebrigen nichts hörten, die herum standen. Aber einmal während desselben lachte der Präses laut auf und fragte mit seiner ganzen Stimme: „Wo kommt Ihr denn her, daß Ihr das nicht wißt?“ Da trug es auch schon ein Bub in die Menge, der sich nahe an die Miteinanderredenden gestohlen hatte: „Der Komödiant hätte gefragt, ob der Weg höher in die Berge und gen Rvinen hinunter offen sei! Der wollte über den Paß steigen!“

„Ueber den Paß!“ Die Anwesenden lachten, daß es wie mit einem Hammer hervorgetönt, von einem zum andern scholl. Das Mädchen sah mit großen Augen halb zürnend um sich. Der Bursche wies seine Zunge so lang sie war und stieß ein paar Flüche hervor. Das Weib hatte sich erschöpft auf eines der Bündel im Schnee niedergelassen.

Indessen nahm das Gespräch zwischen dem Präses und dem Fremden seinen Fortgang und endete damit, daß der Zumbrunnen einen Bauern, den er in der Nähe stehen sah, zu sich rief und mit ihm zu unterhandeln begann. Nach einer Weile schritt der letztere



Hardmayer 98

mit dem Fremden zu einer baufälligen Hütte, deren Fenster und Türen nach dem Platze gingen. Er öffnete eine Thür, durch welche man in einen stallartigen, einseitigen Raum gelangte, und entfernte den schweren Laden, der sein eines Fenster schloß. Der Lange winkte. Dann hielten Mann, Weib, Kinder und Getier in dem Unterschlupf Einzug.

In die Gaffer kam Leben. Wenige verliefen sich. Die Andern standen in Gruppen beisammen und verhandelten über die Komödianten das Wer und das Wie, das Woher und das Wohin. Was noch kindisch frech war, machte sich an das staubblinde Fenster und forschte was im Innern der Fremdenherberge geschah. Unter den Redseligen ging als Wahrheit um, daß die „Spieler“ aus Deutschland kämen, daß sie sich's in den Kopf gesetzt hätten, über den Gotthard zu ziehen, wohin wüßten sie selber nicht und daß sie morgen in der Gemeinde spielen würden.

Der Präses war längst hinweggegangen. Aber bis die Neugierigen sich verliefen, verging der Tag.

Am andern Morgen hingen die Blicke der Dörfler an der Stallthür, wo die Komödianten wohnten, als verschließe sie Schätze. Seit Menschengedenken hatten sie zu Anderthalben nicht solchen Besuch gehabt.

Gegen Mittag trat der Lange aus seiner Behausung, gähnte, daß es über den Platz schallte und reckte die Glieder. Da kam Leben in die Dorfjugend. Ob es losginge? Aber der Komödiant schritt nur nach der Schenkstube des Furzer-Felix hinüber, die seinem Unterschlupf querüber lag. Dafür wurde gleich nachher sein Weib sichtbar, das einen Kessel trug und nach dem Brunnen schritt, der inmitten des Platzes stand. An die machte sich ein Bauer heran, halb von den Kindern aufgewiesen, halb von eigener Neugier gedrängt. „Und? Ob nicht gespielt würde?“

Das Weib sah ihn an. Sie schien nicht zu verstehen; aber als er die Frage wiederholte, begriff sie ihn und gab ihm in fremdem Deutsch Bescheid, bis zur Nacht solle er Geduld haben, bei Nacht mache sich's schöner. Dann sah sie nach dem Himmel, der hell geworden war, und meinte, das Wetter würde wohl nichts dawider haben.

Es hatte auch nichts dawider. Der Himmel war voller Sterne. Der Nordwind war in die Höhe gegangen; in den Gassen summt der Föhn. Zwischen den dunkeln Hütten stahl sich allmählich das Mondlicht durch; vor der Wohnstatt des fahrenden Volks war eine Art Teppich aus Säcken über den Schnee gebreitet. Der

Bursche trug zwei Ständer heraus, stellte sie zu zwei Seiten des Teppichs auf und steckte zwei Kienfackeln in an ihnen angebrachte eiserne Ringe. Derweilen trat der Mann auf die Thürschwelle und blies in ein Horn. Es klang wie das Föhnhorn. Als er merkte, daß die Leute aus den Hütten gestoben kamen, setzte er das Instrument zum andern Mal an und blies aus vollen Lungen, da war es fast wie wenn der Urstier zum Kampfe blies. Die Anderthalbener hatten es mit dem Näherkommen nicht eilig. Als sie einmal wußten, wer geblasen hatte, stopften die Männer die Fäuste in die Taschen, die Weiber standen vor ihren Hütten in Gruppen beisammen, viele traten in ihre Behausungen zurück. Nur die Kinder bildeten einen Ring um den Teppich, ließen aber eine Gasse gegen die Komödiantenwohnstatt hin offen. Aus dieser fuhr plötzlich und mit einem gellen Schrei, der auch die ferner stehenden Großen aufmerksam machte, der Komödiantenbub, schlug ein paar Purzelbäume, bis er auf der Teppich-Mitte aufsprang und der Menge einen drolligen Bückling machte. Hinter ihm her, sich ebenfalls überschlagend, kam der Hund getrott; der setzte mit einem Sprunge auf die Schultern des Burschen und stand dort so sicher wie auf dem Erdboden. Das wirkte. Die Bauern und ihre Weiber liefen herzu. Der Kreis wurde dichter als bei einer Dorfgemeinde. Und als Hund und Bub ihre Künste begannen, die im Uebrigen nichts anderes waren als die, die überall im ebenen Land herum zum Besten gegeben wurden, kam eine fröhliche Stimmung über das unverwöhnte Volk.

Die Vorstellung nahm ihren Fortgang. Der Lange trat auf und zeigte sich mit seinem Buben, der ein verblisches Narrengewand trug, in Akrobatenkünsten. Auch das bleiche Weib in mit verschliffenem Flitter bedeckten Fähnchen trat auf den Teppich und hob an zu singen, ein Lied, von dem die Bauern kein Wort verstanden, und mit einer Stimme, wie sie der Sigrift schöner hatte, der dem Pfarrherrn die Vitane nachsang. Während dieser Nummer bröckelten ein paar Zuschauer hinweg, vielleicht auch weil der Bub mit seinem Filz den Zuschauertribut einzutreiben begann. Unterdessen kamen über den Platz her noch zwei junge Menschen geschritten. Die Kienfackeln waren zur Hälfte heruntergebrannt. Sie leuchteten am hellsten und ihr blutroter Schein meisterte den stillen Mondglanz. Ueber die Gesichter des Albin und der Heinrichs, die von der Pfarrgasse hergeschritten kamen, zuckte der Flammenschein. Das stille Gesicht des Mädchens war in einer fröhlichen



Neugier lebendig, das des Albin wie immer, wenn er sich unter die Anderthalbener mischte, trug einen verbissenen Ausdruck und die dunklen Brauen waren hart aneinander gerückt. Sie machten sich an den Kreis heran, wo dieser gelichtet war und über ein paar Kinder hinweg ihnen Aussicht auf das Schauspiel blieb. Der Bär und die Ziege standen auf dem Teppich. Die Letztere hatte just ihre Künste zu zeigen, als sie heratrat. Der alte Komödiant hatte einen Tisch und eine Etabelle aus der Bauernhütte geholt und ließ seine Gaiß darauf herumsteigen. Die schien aber das Bauerngeräde nicht gewöhnt zu sein, denn sie strauchelte und sprang einmal über das andere auf den Boden zurück, während sie hätte arbeiten sollen.

„Da siehst,“ sagte der Albin und verzog den herben Mund. „Da hätten wir wegbleiben können.“

Die Heinrike legte beschwichtigend die Hand in die seine, als bitte sie, daß er ihr zuliebe bleibe. Der Komödiant trieb eben die beiden Tiere mit einem Fluch und einem Fußtritt in das gemeinschaftliche Gelaß zurück. Eine kleine Pause entstand, während welcher auch das Weib in dem Wohnraum verschwand und nur der Bursche den Sackteppich sorglich glättete, die Jackeln fester steckte und sich gebahrte, als sei jetzt etwas außerordentliches zu kommen. Der Albin hatte die Hand der Heinrike fallen lassen. Ein paar Nahestehende sahen sich nach ihnen um. Er hörte ein Gezißel: „Daß der Präses das Mädchen mit dem laufen läßt!“ Da war es ihm, als müsse er das Kind von sich scheiden und unwillkürlich trat er einen Schritt zur Seite. Sein Gesicht verbüsterte sich noch mehr.

In diesem Augenblick that die Thür drüben sich wiederum auf. Das fremde Mädchen, das sich bisher nicht gezeigt hatte, stand auf der Schwelle. Es trug ein kurzes, rotseidenes Röcklein, das im Jackellicht frischer erschien, als der von den andern zur Schau getragene Putz. Rote Strümpfe kleideten das schlanke Bein, die Füße steckten in freilich zerrissenen Seidenschuhen. Das Mädchen stand und sah sich um, der rote Flammenschein fiel voll auf seine Gestalt, beleuchtete die weißen nackten Arme, den schlanken, schönen Hals und das Gesicht, aus dem die hellen Augen mit einem herausfordernden Lichte schauten. Eine Bewegung ging durch die Menge. Und noch immer stand das Mädchen und hielt Gesicht und Leib mit spöttischem Lächeln zur Schau. Endlich trat es auf die Sacke und begann einen langsamen, wiegenden fremdartigen Tanz. Die ersten Bewegungen, die es machte, brachten es dicht an die Stelle,

wo der Albin stand. Gerade vor ihm blickte es auf. Es bewegte sich gleich darauf wieder hinweg, aber ihre Blicke waren sich begegnet und sie waren erschrocken vor einander wie zwei, die nie etwas von sich gewußt haben und plötzlich nahe zusammengeworfen werden. Das Erschrecken war so offenkundig und jäh gewesen, daß eines am andern es gesehen hatte. Und das Bewußtsein, daß es gewesen war, war wie ein Band von einem zum andern.

Der Tanz währte eine Weile, die Bauern sperrten Maul und Augen auf, ihre Weiber zischelten und schimpften über das Ding, das halb nackt sei. Der Albin verwandte keinen Blick von der Tänzerin; sein Gesicht war weiß geworden. Wenn seine Augen denen des Mädchens immer wieder begegneten, schauerte er zusammen. Die Heinrike hatte er vergessen und als das Mädchen sich nach ihm umsah, vermochte sie ihn nicht mehr zu finden. Er war in den Schatten der Hütte getreten, wo die Komödianten hausten. Von dort lauerte er nach der tanzenden Blonden, mit verschränkten Armen scheinbar gleichgültig an der Mauer lehrend; aber in seinen Augen war ein flackerndes Licht. Die Heinrike trat aus dem Ring. Das Schauspiel war ihr verleidet, als sie den Gefährten nicht mehr neben sich sah. Sie ging ein Stückchen weit über den Platz zurück und schaute sich abermals forschend nach dem Albin um, aber sie fand ihn nicht. Da trat ein Zug leiser Trauer in ihr Gesicht, sie schritt nach Hause.

Indessen vollendete die tanzende Blonde ihre Schaustellung. Ihre Schritte wurden wilder, der Körper wiegte und wendete sich in blißschnellen Bewegungen und plötzlich stand sie still, den Kopf in den Nacken geworfen, einen fast höhnischen Schein in den Augen. Unter der Seide des Nieders hob sich der stürmische Busen.

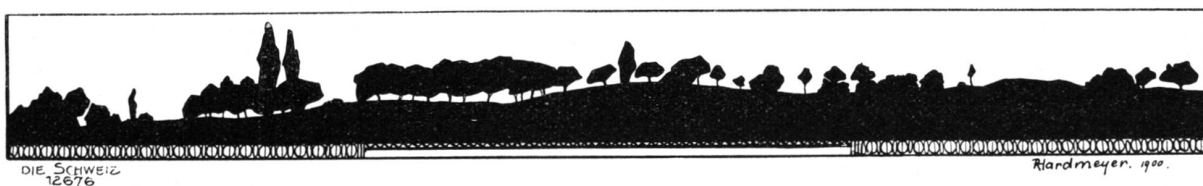
Der Narr schüttelte die Münzen in seinem Hut, die er zur besseren Lockung selbst hineingeworfen hatte und reichte ihn bettelnd herum. Aber er hatte eine magere Ernte, die Bauern machten sich sacht hinweg. Die Börse des Komödianten blieb leer, aber des Furger-Felix Schenkstube füllte sich.

Die Tänzerin wendete sich langsam der Hütte zu. Als sie den Burschen dort stehen sah, dessen Blicke sie verschlangen, zuckte ein Lächeln um ihre Lippen. Halb müde, halb lässig, schlenderte sie dicht an ihn heran.

„Guten Abend,“ grüßte sie und sah ihn an.

„Tag,“ gab der Albin zurück.

„Wer bist du?“ fragte das Mädchen.



Er nannte seinen Namen. Dann schlug er wie von innerer Gewalt gedrängt wider alle bäurische Scheu und Vinkischheit die Finger um ihren nackten Arm und zog sie an die dunkle Ecke. Sie wehrte sich nicht. Seine Gewaltthätigkeit behagte ihr. Sie lehnte sich an ihn, er fühlte ihr Herz wider das seine schlagen. Da zog er seinen Arm fester zusammen.

„Wie heißest du?“ fragte er; der Atem mangelte ihm.

„Gret,“ flüsterte sie zurück.

„Gret,“ schrie just das Weib, ihre Mutter, von der Thürschwelle aus in die Nacht.

Da machte sie sich los. „Ich muß hinein,“ raunte sie hastig. „Aber warte hier. Ich ziehe mich um. Dann komme ich.“

Damit glitt sie von ihm hinweg. Er aber stand und hielt sich an der Mauer; ihn schwindelte; er legte die Hand an die heiße Stirn und wartete. Aber die Minuten schienen so lang wie Stunden; und schon wollte er hinweggehen. Da stand sie plötzlich wieder neben ihm, in den Lumpen, in die sie bei ihrem Einzuge gekleidet gewesen war. Er sah es nicht, er sah nur ihr weißes Gesicht und ihre Augen, die bald kalt, bald mit geheimer Lockung in die seinen schauten.

Der Platz war völlig menschenleer geworden, nur aus der Schenke des Furger-Jelig tönte der Lärm lauter Gäste. Eben schritt der Vater der Gret mit dem Burschen, ihrem Bruder, hinüber und verschwand in der Gaststube.

„So, da bin ich,“ sagte die Gret, als sie zu Albin trat. Dieser zwang sie mit demselben wilden Griff näher zu sich. Er blickte sich um. Als er sah, daß sie niemand störte, spannte er seine Arme um des Mädchens Leib. Das entwand sich ihm, aber nur so, daß ihr Gesicht dem seinem verlockend nahe war.

„Warum hast du mich so angesehen, alleweil, du,“ preßte der Albin heraus.

„Das kann ich dich auch fragen,“ gab sie zurück. Dann lächelte sie, schmiegte sich näher an ihn und sagte: „Du, wenn du dahinüber gehst und holst mir zu trinken, so — —“

Es lag ein schweigendes Versprechen in dem Blick, mit dem sie das sagte. Dem Albin wirbelte der Kopf. Wie Tollheit war es an diesem Abend über ihn gekommen und mit der ganzen Kraft, die in ihm brach, lag, warf er sich in diese Tollheit. Ohne ein Wort schritt er nach der Schenke hinüber.

Die Stube war voll, vom Rauch der Pfeifen dünnst. Der erste der Bauern, der ihn sah, stieß den Nachbar an: „Dem Pfarrer seiner!“

Darnach fuhren alle Blicke nach ihm herum. Was der da wollte, den noch keiner um diese Stunde im Dorfe gesehen hatte?

Er schritt mitten durch das Gedränge, ließ sich von dem Furger einen Zinnenbecher mit Welschwein füllen, zahlte und ging. Dabei war in seiner Art etwas gewesen, was keinen das Wort hatte an ihn richten lassen. Als er über den Platz zurückschritt, fiel ihm ein: wenn dich das Mädchen zum Narren gehabt hätte? Aber sie stand noch dort. Sie nahm ihm den Becher aus der Hand, aber sie nippte nur. „So, jetzt thu mir Bescheid.“

Er faßte den Becher, legte die Lippen dort an, wo sie getrunken hatte, und trank ihn auf einen Zug leer, dann sahen sie einander an, nah, näher. Plötzlich warf die Gret die Arme auf und preßte die Lippen auf die seinen. Und ehe er sie haschen konnte, war sie ihm entglitten und in der Hütte verschwunden.

Er stand wie vor die Stirn geschlagen. Die Nachtluft strich ihm über den bloßen Kopf. Nach einer Weile, als er die Kühle fühlte, besann er sich, trug den Becher zu der Furgerschenke und stellte ihn außen auf die Fensterbank. Dann suchte er halb im Traum die Pfarrgasse.

(Fortsetzung folgt).

Lichtgeheimnis.

Ist ein leuchtend Rätsel diese Welt,
Das von keinem Weisen je entriegelt —
Sei der Tropfen Tau, darin sich spiegelt
Jener Strahl, der auf die Erde fällt.

Ist das Lichtgeheimnis nur der Tod,
Das vom Staubgewande leicht verhüllte —
Wirf es ab, dring' durch die lichterfüllte
Schattenwelt hinan zum Morgenrot.

Arnold Ott.

